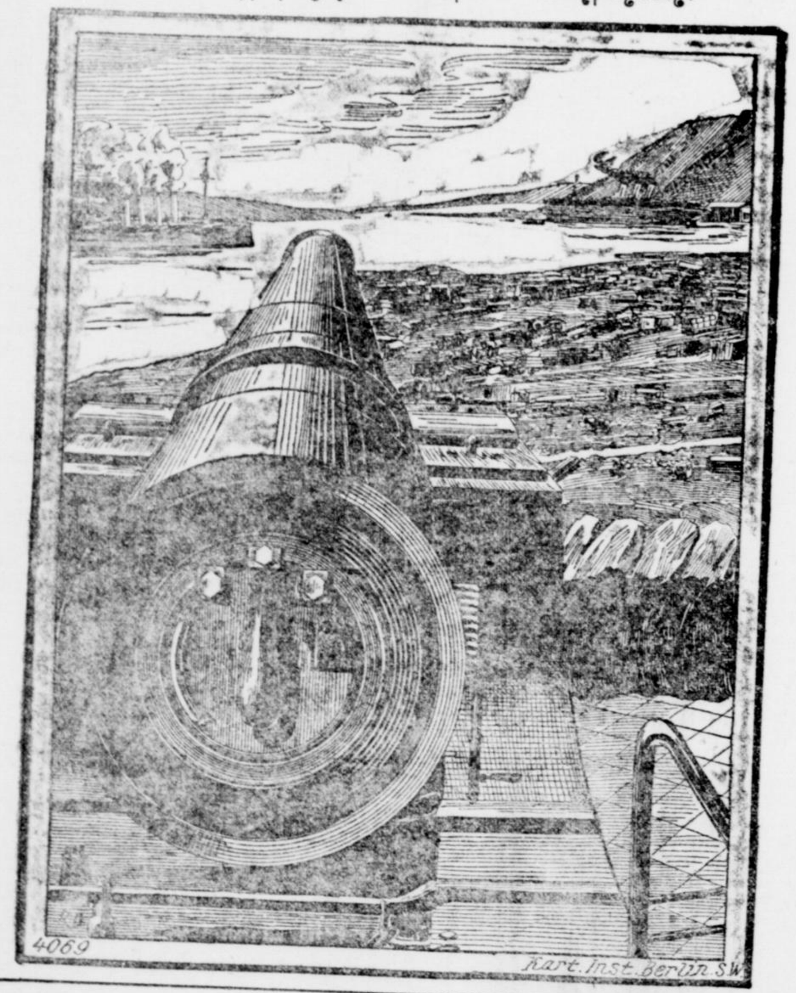
Ein ruſſiſches Küſten-Geſchütz.



Die charakteriſtiſche Schnelligkeit im Auffaſſen und der „Scharfſinn“ des amerikaniſchen Kindes werden dadurch, daß es Erwachſenen gleichgeſtellt und bereits wie ein junger Republikaner behandelt wird, noch beſonders gefördert. Die Schuldisziplin wird nicht durch Strafen und Prämien aufrecht erhalten, der Lehrer muß ſich vielmehr allein auf das „Intereſſe“ ſeiner Schüler ſtützen. Freilich iſt dies eine ſehr gefährliche Methode. Das Intereſſe kann nicht immer auf einem Höhepunkt erhalten werden; auch unintereſſante Arbeit muß bisweilen geleiſtet werden, und es ſtellte ſich heraus, daß die Fähigkeit der Konzentration gerade in den aufſteigenden Klaſſen abnahm. Dreißig Minuten war die längſte Zeit, während der die Knaben ihre Aufmerkſamkeit konzentrieren und wirkſam arbeiten konnten.

Die Kommiſſion macht auf die Unterbezahlung der Lehrer an den amerikaniſchen Schulen und auf das Ueberwiegen der Lehrerinnen aufmerkſam. Infolge des gemeinſchaftlichen Unterrichts beider Geſchlechter und der großen Zahl von Lehrerinnen iſt der amerikaniſche Knabe nicht raufluſtig. Er hat keine Luſt, einem anderen Knaben ein Loch in den Kopf zu ſchlagen oder ſich auch ſelbſt ein Loch ſchlagen zu laſſen; er hat vielmehr etwas Weibliches an ſich, das häufig auch als Verweichlichung erſcheint und leicht in Sentimentalität ausartet. Das Ueberwiegen der Frauen zeigen zum Beiſpiel folgende Zahlen: In dem Seminar in Newyork befanden ſich 6 Schüler gegen 211 Schülerinnen, in Bridgwater (Maſſachuſetts) 30 gegen 224, in Waſhington 1 gegen 86 Frauen. Sogar in den Schülerwerkſtätten ſind Lehrerinnen, die in Holzarbeiten unterrichten.

Die amerikaniſchen Schulen wollen keine ungelernten Arbeiter heranbilden. Kein Knabe in einer amerikaniſchen Schule wird ſich zum Beiſpiel damit begnügen, Graben als Mittel zum Lebensunterhalt anzuſehen, kein Mädchen häusliche Dienſtleiſtungen allein als ihren zukünftigen Beruf ins Auge faſſen. Die größten Unternehmer, die Tauſende von Arbeitern beſchäftigen, haben ſelten darunter Arbeiter, die in einer amerikaniſchen Schule erzogen wurden; die meiſten ſtammen aus Ungarn oder Italien. Der amerikaniſche Knabe geht, wenn er die Schule verläßt, in ein Kontor, ein Warenhaus, eine Fabrik oder wird Handwerkslehrling; das amerikaniſche Mädchen wird Buchhalterin, Kaſſiererin, Stenographin oder Fabrikarbeiterin.

Einige intereſſante Einzelheiten über die enge Beziehung, die zwiſchen den wiſſenſchaftlich herangebildeten Technikern und den induſtriellen Berufen beſteht, teilt Profeſſor Ayrton mit. Die Lehrer an den techniſchen Schulen in Amerika ſtehen der Induſtrie nicht fern wie in anderen Ländern und ſehen nicht auf Fabrikanten, Direktoren und Großhändler hochmütig herab. Die Lehrer ſtehen mit wichtigen induſtriellen Unternehmungen in Verbindung, die ſie beſichtigen und für die ſie Pläne entwerfen. Dadurch verdienen ſie große Summen. Ebenſo machen es die Studenten. An der Cornell-Univerſität gehen Studenten der Maſchinenbaukunſt, die im vierten Jahre ſtudieren, mit ſolchen, die im dritten Jahr ſtudieren, als Gehülfen auf einige Tage in der Woche oder auf einige Wochen fort, um hunderte von Meilen entfernt kommerzielle Studien auszuführen, wozu die Univerſität ihnen Apparate im Werte von 4000 Mark und darüber leiht. So ſtehen Profeſſoren und Studenten in ſtändiger Berührung mit den Problemen und Schwierigkeiten der induſtriellen Welt, und nach beendetem Studium iſt keine lange Jagd nach einer paſſenden Stellung nötig.

Die Studenten erhalten ſich oft durch Löhne, die ſie durch Unterrichten, ſchriftliche Arbeiten, Servieren bei Tiſch, Bibliotheksarbeit, Heizung von Oefen, Inſtandhalten von Raſenplätzen, als Straßenbahnſchaffner, Laternenanzünder, Abonnentenſammler für Stadttelephone, Stimmenſammler für politiſche Feldzüge uſw. erwerben. Ein Student war zum Beiſpiel Aufwäſcher für zwei farbige Frühſtückslieferanten und dafür erhielt er ſeine Mahlzeiten als Entſchädigung.

Muß ſich ein Verletzter operieren laſſen?

Naturgemäß iſt kein Verletzter gezwungen, ſich einer Operation zu unterwerfen, und ein Arzt, der einen Verletzten gegen deſſen Willen operiert, ſelbſt wenn es ſich um einen lebensgefährlichen Zuſtand handelt, würde ſich wegen Körperverletzung ſtrafbar machen. Nun kommen aber zahlreiche Fälle vor, wo ein Dritter an der Heilung einer Verletzung intereſſiert iſt, weil er für den Schaden, den der Verletzte an ſeiner Erwerbsfähigkeit erlitten, aufzukommen hat. Es kann dies eine Verſicherungsgeſellſchaft, eine Berufsgenoſſenſchaft oder auch der Eiſenbahnfiskus ſein, die auf grund des Haftpflichtgeſetzes, des Bürgerlichen Geſetzbuches oder des Unfallverſicherungsgeſetzes für den Verletzten eintreten müſſen. Können dieſe Körperſchaften nun verlangen, daß der Verletzte ſich einer Operation unterzieht, wenn durch dieſe der körperliche Schaden gemindert oder ganz beſeitigt wird? Nach Profeſſor Bernhöft in Roſtock kann dem Verletzten eine Operation nur dann zugemutet werden, wenn er unter Abwägung des zu erwartenden Vorteiles und der Gefahr der Operation ſich für eine ſolche entſchieden haben würde, im Falle er ſelbſt den Schaden zu tragen gehabt hätte. Iſt die Operation mit irgend einer Gefahr verbunden, wozu ſchon die Chloroformnarkoſe gehört, oder iſt der Erfolg kein ganz zweifelloſer, dann braucht ſich der Verletzte unter keinen Umſtänden operieren zu laſſen; aber auch wenn er die Operation wegen übertriebener Aengſtlichkeit oder Bequemlichkeit verweigert, ſo geht er ſeiner zivilrechtlichen Anſprüche an den Haftpflichtigen nicht gänzlich verluſtig, ſie können nur höchſtens gemindert werden. Das Reichsverſicherungsamt hat übrigens des Oefteren entſchieden, daß die Operationsverweigerung au ſdie Erfüllung der der Berufsgenoſſenſchaft obliegenden Fürſorgepflicht ohne jeden Einfluß ſei. Wohl iſt der Verſicherte verpflichtet, die ihm verordnete Arznei zu nehmen, ſich maſſieren zu laſſen, gymnaſtiſche Bewegungen zu machen, er iſt aber ganz und gar nicht gehalten, eine Operation, und wäre ſie nach Anſicht des Arztes ganz gefahrlos und verbürgte ſie die Herſtellung der Erwerbsfähigkeit, an ſich vornehmen zu laſſen. In gleichem Sinne entſchied auch kürzlich das Landgericht Mainz. Der Eiſenbahnfiskus wollte einem durch ein Eiſenbahnunglück Verletzten keine Rente bezahlen und verlangte, daß derſelbe ſich einer Nachoperation an ſeinem Fuße unterziehen ſolle, der Fiskus wurde jedoch mit dieſem Begehren abgewieſen.

Die Wirkungen der Dunkelheit.

Ueber die Wirkung der Dunkelheit auf die Tiere hat der franzöſiſche Forſcher Armand Viré kürzlich ſehr intereſſante Verſuche in dem biologiſchen Laboratorium der Katakomben unter dem Jardin des Plantes angeſtellt. Dieſes Laboratorium beſteht aus zwei Teilen. In dem unterirdiſchen, der in den Katakomben ſelbſt liegt, hält man gewiſſe Tierarten ſtändig in der Dunkelheit; in dem anderen Teile dagegen, der im Freien liegt, wohnen in einem Aquarium die unterirdiſchen Tiere, damit man an ihnen ſtudieren kann, wie ſie ſich im Lichte verhalten, nachdem ſie in der Dunkelheit gelebt haben. Es handelt ſich beſonders um Kruſtentiere, froſchartige Tiere und verſchiedene Fiſcharten. Bei den Schaltieren hat man, wie „La Revue“ berichtet, in der Dunkelheit folgende Veränderungen wahrgenommen: In dem grauen Farbſtoff traten Flecken auf, deren Umfang allmählich zunimmt, bis die Farbe ganz verſchwindet. Das Auge bleibt anfangs normal, aber nach einem Jahr macht ſich eine leichtere Veränderung der äußeren Teile bemerkbar, trotzdem ſich bei der Sezierung weder eine leichte Veränderung der Netzhaut noch des Sehnervs ergab. An den Geruchs-, Gefühls- und Geſchmacksorganen wurden hingegen nach Verlauf weniger Monate krankhafte Erweiterungen feſtgeſtellt. Sie wachſen nach und nach bis zum dreifachen ihrer natürlichen Größen. Trotzdem das Auge nutzlos geworden iſt, erhält es ſich bei vielen Tieren noch eine beträchtliche Zeit. Die Organe, die das Geſicht infolge der Tätigkeit des Auges erſetzen, entwickeln ſich natürlich im Verhältnis zu ihrer erhöhten Arbeitsleiſtung. An dem von Viré beobachteten Fiſch zeigte ſich ein eigentümliches Phänomen. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt im Dunkeln hatten ſich die Augen eines Aales um das Doppelte vergrößert. Dieſe Behauptung ſcheint in Widerſpruch zu den Beobachtungen bei den Schaltierer zu ſtehen. Es iſt jedoch zu bemerken, daß ſich das Sehnervenſyſtem etwas zurückgebildet hat, was anzeigt, daß die Hypertrophie des äußern Organs dann einer Atrophie Platz machen wird. Eine ähnliche Beobachtung machte Eudes-Deslongchamps im Jahre 1831 an einem auf dem Grunde des Teiches gefangenen Aal. Noch eine andere intereſſante Beobachtung wurde im Laboratorium gemacht, daß die anhaltende Dunkelheit die Länge des Fiſches beeinträchtigt. Dieſe Veränderung wurde am Goldkarpfen wahrgenommen. Sechs brachte man in die Katakomben und ſechs andere in ein dem Lichte ausgeſetztes Aquarium. Alle wurden auf gleiche Weiſe ernährt. Nach zwei Jahren ergab es ſich nicht nur, daß die ſechs im Dunkeln gehaltenen anſtelle der urſprünglichen roten eine helle roſg Farbe angenommen, ſondern auch, daß ſie um die Hälfte kleiner geworden waren, während die andern die urſprüngliche Größe und die lebhafte Farbe behalten hatten. Viré hat die Abſicht, dieſelben Verſuche mit Säugetieren anzuſtellen. Das unterirdiſche Laboratorium müßte zu dieſem Zweck allerdings mit guten Ventilationen zur Erlangung der nötigen friſchen Luft verſehen werden.

Verantwortlicher Redakteur F. Z. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.

Täglich erſcheinendes Unterhaltungsblatt

Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Nr. 114. ‖ Gratisbeilage zur Weſtfäliſchen Volkszeitung. ‖ 20. Mai 1904.

Der Schatz von Thorburns.

Von Frederick Boyle. Verdeutſcht durch E. Deichmann.

Nachdruck verboten.

Vater und Sohn waren ſtumm.

„Sie haben meine Anklage und Forderung gehört!“ Eldred ging hinaus.

„Iſt es möglich“, ſagte Geneſt endlich, daß dieſe Anklage auf Wahrheit beruht?“

„Nicht ein Wort iſt wahr, das beſchwöre ich.“

„Dann hoffe ich, Georg, daß Du mehr Faſſung zeigen wirſt, wenn er die Sache vor Gericht bringt. Ich weiß, daß die Beſchuldigung lächerlich iſt, aber wenn ich nicht Dein Vater wäre, würde ich deſſen nicht ſo ſicher ſein — durchaus nicht!“

Georg erholte ſich von dem Schreck, ſobald ſein Gegner ihn verlaſſen, und antwortete, etwas gezwungen lachend:

„Bedenke doch nur, worauf die Beſchuldigung beruht! Unſer Schreiber würde den Kerl bei dem erſten Worte, das er ſpricht, widerlegen. Er behauptet, ich hätte ſeinen Schatz geſtohlen. Laß ihn doch zunächſt beweiſen, daß er jemals einen gehabt hat! Wo war derſelbe — worin beſtand er? Ebenſo, wie man einen Menſchen nur dann des Mordes anklagen kann, wenn man einen Leichnam gefunden hat, ſo kann man keinen Mann auch nur dann des Diebſtahls beſchuldigen, wenn bewieſen worden iſt, daß etwas zum Stehlen vorhanden war!“

„In der Tat, das iſt ſehr wahr!“

„Dieſes rieſige Ungeheuer lähmt meinen Geiſt. Beim Himmel, ich fürchte mich nicht! — aber in ſeinem Blicke liegt etwas, was mich zurückſtößt und außer Faſſung bringt. Du weißt, Vater, ich bin ſchrecklich nervös!“

„Schade, daß wir an den Punkt, welchen Du ſoeben berührteſt, nicht zur rechten Zeit dachten. er würde ihm den Mund geſtopft haben. Biſt Du ſicher, daß er die Exiſtenz ſeines Schatzes nicht beweiſen kann?“

„Ueberlege doch nur ſelbſt! Dieſer Burſche hat ihn natürlich nie geſehen. Sein Vater und ſein Onkel in Südafrika wußten nicht, wo er war; denn ſie riſſen halb Thorburns nieder, um ihn zu ſuchen. Kapitän Thorburn war ſo arm wie eine Kirchenmaus, und das beweiſt, daß er ihn ebenfalls nicht gefunden hat. Die Sache iſt klar. Dieſer Menſch hat von einem Schatze erzählen hören und iſt dazu noch von mißtrauiſchem Charakter. In die Heimat zurückgekehrt, und unzweifelhaft entſchloſſen, das ganze Beſitztum umzugraben, findet er einige Spuren, welche ihm ſonderbar erſcheinen — ich will hierüber keine Meinung ausſprechen, denn es iſt nicht der Mühe wert, über ſolche Lappalien nachzudenken . Auf keinen anderen Beweis hin baut er ſeine Anklage gegen mich und Herrn Esking. Warum? Weil er in Miß Esking verliebt iſt!“

„Beim Himmel! das iſt klar wie der Tag. Warum in aller Welt haſt Du es ihm nicht ſo dargelegt, ſtatt zu erſchrecken und Dich zu krümmen, ſo daß Dein eigener Vater beinahe glaubte, die Anklage könnte wirklich begründet ſein?“

„Ich ſagte ja ſchon,“ erwiderte Georg gereizt, „daß Thorburn mich außer Faſſung bringt. Als ich ihm zum erſten Male begegnete, hatte ich das Gefühl, welches man beim Anblick einer Schlange empfindet.“

„Das iſt ſchlimm! Was gedenkſt Du nun zu tun?“

„Ich werde natürlich Esking aufſuchen, und ihm alles mitteilen.“

„Iſt das nötig? Wäre es nicht beſſer, ich ſchriebe an Thorburn und zeigte ihm, was für ein Narr er iſt?“

„Das könnteſt Du tun,“ ſagte Georg; „aber ich werde es trotzdem Esking mitteilen. Da iſt die Sache mit dem Beſen — die ſoll unterſucht werden.“

„Nun gut; Du wirſt vermutlich zum zweiten Frühſtück dort bleiben!“

Der Wagen wurde befohlen, und Georg hinkte nach der Haustür, während ſein Vater ſich niederſetzte, um einen Brief zu entwerfen, welcher ſeines Erachtens der Anklage Eldreds völlig den Boden entziehen ſollte. Nicht daß Geneſt unbedingt oder auch nur beinahe an die Unſchuld ſeines Sohnes geglaubt hätte. Er klammerte ſich nur an den Nachweis, daß die Beſchuldigung zur Einleitung des gerichtlichen Verfahrens nicht genügend begründet wäre, und den wirklichen Sachverhalt ließ er einfach auf ſich beruhen.

Peinlich gewiſſenhaft oder ritterlich war der Gutsherr vom Warrenhofe in keiner Weiſe.

Georg fragte bei ſeiner Ankunft nach Herrn Esking und wurde von demſelben im Urkundenzimmer empfangen. Als er durch die Veranda ging, ſah er Käthe und ſeine Verlobte im Garten in Begleitung eines jungen Mannes, welcher ſich angelegentlich mit den Damen unterhielt.

Herr Esking blickte mit ſeinem gewöhnlichen Ausdruck milden Wohlwollens auf. Dieſer verſchwand nicht gerade, verhärtete ſich aber plötzlich, als Georg began:

„Thorburn war heute bei mir!“

„Nun?“

„Ich dachte, Sie würden vielleicht vermuten, was ihn zu mir führte.“

„Er ſprach wohl von einem Verluſt, für den er mich verantwortlich macht?“

„So hat er bereits mit Ihnen darüber geſprochen?“

„An dem erſten Tage ſeiner Ankunft!“

„Und Sie machten mich nicht darauf aufmerkſam?“

„Weshalb hätte ich das tun ſollen? Erſtens kann er nichts beweiſen, zweitens waren Sie nicht in der Lage, die Angelegenheit zu erörtern, drittens haben Sie nichts damit zu tun.“

„Jetzt geht er aber doch einen Schritt weiter und beſchuldigt mich, Ihnen behilflich geweſen zu ſein.“

„Ah! — und womit will er das beweiſen?“

Georg wußte, daß ſie hinter den Doppelfenſtern und den gepanzerten Türen ſicher waren, dennoch trat er ganz nahe heran ,ehe er antwortete:

„Durch meine Fußſpuren —“

„Still! Vermeiden Sie die Gewohnheit bei einem Geſchäfte dieſer Art direkte Worte zu gebrauchen. Ich habe davon gehört. Durch gewiſſe Fußſpuren? und wie bringt Herr Thorburn dieſe mit den Ihrigen in Verbindung?“

„Einige Arbeiter nahmen Abdrücke davon und brachten ſie ihrem Herrn.“

„Und beſitzt er Ihre Schuhe? Ich denke, Sie trugen in jener Nacht Schuhe? Hat er etwa dieſelben?“

„Nein.“

„Dann würde ich Ihnen den Rat geben, Ihren Schuhmacher zu wechſeln.“

Es war dies eine Art von Rat, wie ihn ein ſcharfſinniger Mann geben würde, der mit dem Gang ſtrafrechtlicher Unterſuchungen nicht vertraut iſt, hierin aber war Georg beſſer unterrichtet und erwiderte deshalb ungeduldig:

„Das würde verhängnisvoll ſein ,wenn die Sache je vor die Geſchworenen kommt —“ ſeine Geſichtszüge zuckten bei dem Gedanken, zumal er ſich daran erinnerte, wie er ſchon bei dieſem erſten Male Eldreds Kreuzverhör nicht zu begegnen vermocht hatte .

„Aber wenn Herr Thorburn Ihre Schuhe nicht beſitzt, wie kann er da die Spuren als einen Beweis anführen?“

„Er iſt nur noch nicht ſo weit gegangen — das iſt alles! Oh, der Schuft iſt kein Dummkopf. Er geht nach dem alten Maxime vor: Is fecit cui prodest, — und da ich Ihre Tochter heirate, ſo ſchließt er daraus, daß meine Schuhe in die Spuren paſſen werden. Forderten Sie jemals eine andere Perſon auf, Ihnen in dieſer Sache zu helfen?“

Jetzt änderte ſich Herrn Eskings Geſichtsausdruck. Ein weſentlicher Punkt war endlich gegen ihn geltend gemacht, wenn dieſe Frage Georgs die Bedeutung hatte, die ſie zu haben ſchien.

„Sagte Thorburn das?“ Er unterließ es, das zeremonielle „Herr“ dem Namen vorzuſetzen, was ſonſt eine ſeiner auffälligſten Gewohnheiten war.

„Er ſagte es und er erklärte, daß die Perſönlichkeit dies ſchriftlich behauptet hätte und er dieſes Schriftſtück beſäße.“

„Das iſt ſchlimm, Georg! Mit ein klein wenig mehr Glück ſeinerſeits und etwas mehr Dummheit von unſerer Seite könnte er das Material zur Einleitung der ſtrafrechtlichen Verfolgung zuſammenbekommen . Aber vorläufig bleibt noch die Crux, und wir brauchen nur vorſichtig zu ſein. Thorburn kann niemals beweiſen, daß er einen Schatz beſaß, und noch weniger, daß wir denſelben nahmen!“

„Darf ich fragen, wer jene Perſon war?“

„Ich erkenne Ihr Verlangen, dies zu erfahren, als natürlich an, mein lieber Georg“, antwortete Herr Esling mit einem Lächeln, das indeſſen keineswegs ſo unbefangen und gütig wie gewöhnlich war. „Es möge genügen, wenn ich ſage ‚daß es ein verheirateter Mann war.“

„Ich möchte lieber ſeinen Namen hören.“

„Das iſt unnötig, mein Junge! Es macht Ihnen ſchon Mühe genug, ſich zu beherrſchen, — laſſen Sie uns nicht noch einen weiteren ſtörenden Faktor hinzufügen. Die Perſon können wir auf ſich beruhen laſſen.“

„Aber er hat Thorburn etwas Schriftliches darüber gegeben?“

„Ich kann ihn veranlaſſen, dieſe ſchriftliche Ausſage zu widerrufen, — denken Sie nicht weiter daran!“

„Und was ſoll dann weiter geſchehen?“

„Dieſe Frage iſt leicht beantwortet: nichts! Thorburn hat und kann gar keine Beſchuldigung gegen uns haben, welche vor einer genaueren Prüfung auch nur einen Augenblick Stand hält.“

„Das ſehe ich wohl ein ‚aber wir haben keinen gewöhnlichen Feind. Man weiß nicht, was ein Wilder zu tun im Stande iſt. Iſt das Ding noch hier?“ Er zeigte auf die alte Truhe.

„Ja, und dort wird es bleiben, bis das Jahr, während deſſen ich verſprach, es unberührt zu laſſen, vorüber iſt. Aber wenn Sie mich meines Verſprechens entbinden wollen, Georg, ſo ſoll der Inhalt in fünf Minuten derart verteilt ſein, daß niemand ihre Herkunft vermuten kann, und der lederne Koffer vernichtet werden.“

Einen Augenblick fühlte ſich der junge Mann verſucht, dem Vorſchlage Gehör zu geben; aber er war zu gut geſchult, in praktiſcher Logik, um ſich in dieſer Falle fangen zu laſſen.

„Es würde ſchlimmer als nutzlos ſein. Wenn Thorburns je eine Klage formulieren kann, ſo wird ſie auf Diebſtahl in abſtrakto gehen — uf! entſetzlich! Der Skandal iſt es, den wir zu fürchten haben, und wir würden dem nicht entgehen, weil es ihm mißlänge, irgend einen der Gegenſtände zu beſchreiben oder zu identifizieren. Ich frage Sie, iſt es bei dieſem ungeheuren Riſiko der Mühe wert, Dinge zu behalten, welche uns ſicher nicht gehören, wenn auch Thorburns Eigentumsrecht an denſelben von Caſuiſten beſtritten wedren könnte?“

„Zeigen Sie mir das ungeheure Riſiko, Georg!“

„Die Schande einer gerichtlichen Verfolgung iſt genügend für mich!“

„Wie doch ſchwache Nerven einen tüchtigen Verſtand verwirren können! Haben wir nicht die Gewißheit, daß Thorburn nicht einmal einen Antrag auf Einleitung einer Unterſuchung genügend begründen kann?“

„Jetzt noch nicht, aber ich wiederhole, daß ſich gar nicht vorausſehen läßt, was ein ſolcher Mann zu tun im Stande iſt.“

„In wiefern?“

„Er iſt, wie ich feſt glaube, fähig, in Ihr Haus einzubrechen, um nach ſeinem Eigentum zu ſuchen.“

„Und dann?“ fragte Herr Esling mit ruhigem Lächeln, „angenommen, es gelänge ihm, in dieſes Zimmer zu dringen, was nicht leicht iſt, — angenommen, er wählte aus der Zahl aller übrigen dieſe Truhe, bräche ſie auf und fände, was darin iſt, was wäre dann? Mein Haus iſt voll von Schätzen!“

„Das ſehe ich,“ gab Georg widerſtrebend zu, „aber“, fügte er plötzlich aufatmend hinzu, — „iſt es nicht beinahe gewiß, daß die Dinge darin mit dem Wappen der Thorburns, oder einem Namen oder ſonſt etwas verſehen ſind, was identifiziert werden könnte?“

„Ich denke mir, daß Edward Thorburn kein Wappen hatte, — er war ein reicher Yeoman ohne Anſpruch auf den Adel. Aber wenn er ihn hatte, wenn ſich ſein Name auf jedem Gegenſtande befände, — ſo beſitze ich eine große Menge Silberzeug, welches ganzen Generationen der Thorburns gehörte! Der jüngſt Verſtorbene verkaufte mir alles, was er hatte, und darauf ſind mancherlei Namen und Wappen. Einige davon habe ich Gelehrten vorgelegt, andere der Goldſchmiedsgilde. Wenn ich die älteſten derſelben in einem ſeltſamen, altertümlichen Koffer aufbewahre was liegt darin Verdächtiges? Verbannen Sie Ihre Befürchtungen, Georg! Da läutet es! Sie bleiben doch zum Frühſtück?“

Achtzehntes Kapitel

Ein Blitzſtrahl.

„Das muß ich ſagen, Hilda, Deine Hochzeit iſt die außerordentlichſte, von der ich je gehört habe! Keine Brautjungfern! Ich glaube, dadurch wird ſie ungiltig, falls Du nicht etwa eine Zivilehe beim Regiſtrar ſchließeſt. Nicht wahr, Mama?“

„Giltig iſt ſie trotzdem in den Augen des Himmels, und die Gebräuche der Menſchen ſind unrichtig.“

„Aber iſt Dir je ſo etwas in Deiner Lebenserfahrung vorgekommen?“

„Ich ehre meine Nichte dafür, daß ſie ſich über eitle Gebräuche hinwegſetzt.“

„Aber tut ſie das wirklich? Wirſt Du denn keinen Schleier haben, keinen Kuchen, keine Geſchenke, und was ſonſt zur Hochzeit gehört ‚meine Liebe?“

„Ich weiß nicht. Bis jetzt iſt noch nichts beſtimmt.“

„Nach meiner Auffaſſung, Käthe, ſind wir eingeladen worden, um all dieſe Dinge zu ordnen. Dann iſt alſo noch nicht einmal der Tag beſtimmt, meine Liebe?“

„Nichts iſt beſtimmt. Ich werde keine Brautjungfern haben, Käthe, weil ich keine unverheirateten Freundinnen habe. Wenn eine Hochzeit aus dem Grund ungiltig wäre, könnten Mädchen wie ich nie einen Gatten haben.“

„Ja, Du befindeſt Dich in einer ſehr ſeltſamen Lage, das weiß ich. Nun, wer wird eingeladen werden?“

„Papa und Herr Geneſt beraten noch darüber, wen ſie einladen ſollen.“

„Guter Himmel! Weißt Du denn vielleicht, ob überhaupt irgendwelche Hochzeit hier ſtattfinden wird? Hilda antwortete nichts.

„Ein Lamm iſt ſeines nahen Schickſals nicht unbewußter, Mama! Billigſt Du denn ſolche außerordentliche Reſignation?“

„Ich billige nicht die frivole Art und Weiſe, wie Du Dich darüber äußerſt, aber glaube mir, Hilda, bei einem Ereignis von ſolcher Wichtigkeit für Dein zukünftiges Leben in dieſer und der nächſten Welt iſt Gleichgiltigkeit eine Sünde.“

„Ich bin nicht gleichgiltig. Käthe fragte mich, wer zum Hochzeitsfrühſtück käme.“

„Und Du weißt es nicht?“

„Papa befragt mich nie darum ‚wen er einladen ſoll.“

„Oh, oh,“ ſeufzte Frau Fanſhawe, dieſer Ton iſt betrübend.“

„Siehſt Du denn gar keinen Unterſchied weiter, Hilda, zwiſchen einem gewöhnlichenDiner und Deinem Hochzeitsfrühſtück?“

„Gedenke doch deſſen, mein teures Kind, daß Du in den heiligſten Stand des Lebens eintreten wirſt In vielen Punkten mißbillige ich die Liturgie der biſchöflichen Kirche, aber die Pflichten und Verantwortlichkeiten, welche eine junge Frau auf ſich nimmt, bringt ſie in einer nicht unwürdigen Weiſe zum Ausdruck.“

„Wenn alle verheirateten Paare ſich in dem heiligſten Stande dieſes Lebens befinden,’ ſagte Hilda mit ruhiger Bitterkeit, „ſo gibt es mehr Tugend ringsum in der Welt, als ich vermutet haben würde.“

„Wir Menſchen ſind gefallene Geſchöpfe! Wir alle haben unſere eigene Erlöſung mit Furcht und Zittern zu wirken, und die Ehe iſt eine der Stufen dazu. Viele fallen — ja beinahe alle — — aber jeder ſollte in dieſe feierliche Verbindung mit der Hoffnung und dem Entſchluß eintreten, aus fleiſchlicher Liebe eine Vorſtufe zu höheren Dingen zu machen. Ich kann doch vertrauen, daß dies auch bei Dir der Fall iſt, meine liebe Hilda?“

„Sollte — ſollte!“ rief ſie mit zorniger Ungeduld, „ſprich nicht von Idealen, Tante! Ich bin nur ein ganz alltägliches Mädchen und dieſe Dinge ſind zu hoch für mich! Wir werden zweifelsohne ſo glücklich ſein, wie die meiſten anderen Leute. Es iſt eine dumpfe, ſtumpfe, trübe Welt, und nichts darin lohnt der Mühe, ſich darüber aufzuregen. Nun, Käthe, weshalb ließ Papa Euch herkommen. Soll irgend etwas geſchehen?“

„Nein, ſo etwas! Fragte er Dich nicht einmal wegen unſerer Einladung um Deine Meinung?“

„Nein. Aber ich bin ſehr erfreut, Tante und Dich hier zu ſehen.“

Fortſetzung folgt.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

21. Mai.

1471: Albrecht Dürer, geb. (Nürnberg.) 1506: Chr. Kolumbus, †. (Valladolid). 1784: E. Raupach, Dramatiker, geb. (Straupitz) . 1809: Schlacht bei Aspern. 1871: Friedrich Halm, Dichter, †. (Wien). 1895: F. v. Suppe, Komponiſt, †. (Wien).

Aus furchtbarer Zeit.

Vor nunmehr dreiunddreißig Jahren um die Pfingſtzeit wars, als die ziviliſierte Welt Zeuge eines Dramas wurde, wie man es im 19. Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten. Der Schauplatz des Dramas war die franzöſiſche Hauptſtadt, in der ſich ein Verzweiflungs- und Vernichtungskampf vollzog, der ungezählte Opfer forderte und Paris zu einer wahren Hölle machte.

Schon vor Beginn des deutſch-franzöſiſchen Krieges, der Frankreich ſo ſchwere und tiefe Wunden ſchlug, hatte ſtarkes Wetterleuchten das Nahen einer furchtbaren Kataſtrophe in Paris angekündigt, jedoch waren die mahnenden Anzeichen durchweg kaum beachtet worden, und diejenigen Männer, welche ſie richtig beurteilten, und ihre warnenden Stimmen erhoben, fanden dort, wo es galt, alles zu tun, um das drohende Unheil zu verhüten, kein Gehör. Inzwiſchen aber war der Radikalismus mit Eifer tätig, die Vernichtung alles Beſtehenden herbeizuführen und die Ziele der erſten franzöſiſchem Revolution vollſtändig zu erreichen, ja, noch weit über dieſe hinauszukommen. Religion und Autorität, Ehe und Eigentum, kurz die geſamte ſtaatliche und ſoziale Ordnung der Zeit ſollte abgeſchafft werden und an deren Stelle die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ treten. Der Krieg hinderte die hierauf gerichteten Beſtrebungen der Radikalen durchaus nicht; im Gegenteil, je unglücklicher ſich durch ihn die franzöſiſchen Verhältniſſe geſtalteten, deſto mehr wuchs die Zuverſicht der Umſturzpartei, recht bald Hand ans Werk legen zu können. Der Sturz Napoleons des Dritten und die damit verbundene Erklärung der Republik erſchien dem Radikalismus als der Wegweiſer zu dem „großen“ Ziele, aber vorerſt erachtete er den Augenblick noch nicht für gekommen, ſeine ſozialiſtiſch-kommuniſtiſcheFahne zu entfalten. Er wartete auf die mächtige Hilfe der Not und der Verzweiflung, und dieſe wurde ihm zuteil, als Paris fünf Monate lang durch die deutſchen Truppen belagert ward. Während dieſer Zeit trafen die Umſtürzler ihre Vorbereitungen zur Organiſierung eines Aufſtandes ‚der wenige Wochen nach dem Einzuge der Deutſchen in Paris, unter der Teilnahme von etwa 20 000 Mann Nationalgarden und zahlreichen einheimiſchen und fremden Revolutionären ‚Abenteurern u. ſ. w. ausbrach.

Obſchon eindringlich ſeitens des deutſchen Hauptquartiers in Verſailles davor gewarnt, hatte Jules Favre, der franzöſiſche Bevollmächtigte bei den Friedensverhandlungen es durchzuſetzen gewußt, daß die Pariſer Nationalgarde, welche der Mehrzahl nach aus revolutionären Elementen beſtand, nicht entwaffnet wurde, und infolgedeſſen u. a. 400 Kanonen und 150 Mitrailleuſen behielt, die man vor dem Einzuge der deutſchen Truppen am 1. März 1871 auf den Monſmartre und die Butte Chaumont brachte. Da die Regierung jedoch erkannte, welche Gefahr der Hauptſtadt von den Revolutionären drohe, ſo gab ſie Befehl, die erwähnten Geſchütze wegzunehmen. Die Generäle Lecomte und Susbille ſollten dieſen Auftrag unter dem Oberbefehl des General Vinoy ausführen, und ſie wählten dazu die Nacht vom 17. auf den 18. März. Dieſer Plan gelang auch, aber man vermochte es nicht, die Kanonen fortzuſchaffen, da es an den hierzu nötigen Geſpannen fehlte. Inzwiſchen hatte das Vorgehen der Regierung eine ungeheure Aufregung hervorgerufen. Ueberall wurde in Paris Sturm geläutet und Generalmarſch geſchlagen, worauf die Nationalgarden und große, mehr oder minder gutbewaffnete Volkshaufen, unter denen beſonders die Weiber ſtark vertreten waren den Kampf gegen die „Räuber der Geſchütze“ und die „Verräter des Volkes“ eröffnete. Dieſer Kampf endete mit der Niederlage der Truppen, und alsbald verurteilte ein „Kriegsgericht“ die Generäle Lecomte und Thomas — letzterer hatte den erſteren, als man dieſen des Verrats am Volke beſchuldigte, auf offener Straße mit den Worten: „Der General tat nur ſeine Schuldigkeit“, verteidigt — zum Tode, worauf ohne Säumen die Exekution an den beiden Männern vollzogen wurde.

Damit war die Revolution inauguriert. Die Regierung räumte ihr das Feld ‚indem ſie am Samstag, den 18. März — mit Thiers an der Spitze — Aufenthalt auf dem linken Seineufer nahm und am 19. März mit den ihr noch treugebliebenen Truppen nach Verſailles überſiedelte. In Paris dominierte nun das revolutionäre Zentralkomitee, welches ſofort Gemeindewahlen vornehmen ließ und die Kommune etablierte. Zahlreiche Bürger verſuchten, die furchtbare Gefahr, die jetzt die Hauptſtadt bedrohte, zu beſeitigen, indem ſie am 21. März Kundgebungen zu Gunſten der Ordnung veranſtalteten. Ohne Waffen zogen Bürger jedes Standes und Alters durch die Hauptſtraßen von Paris und brachten Hochrufe auf Frankreich und die zu Verſailles tagende Nationalverſammlung aus. Ueberall fanden ſie, wie Abbee Lamanzon in ſeinen Schilderungen des Kommune-Aufſtandes berichtet, einen ſympathiſchen Empfang und ein Bataillon Nationalgardiſten präſentierte, als die Bürger vorüberzogen. Die Vorſtadtsbataillone, welche ſich des Vendomeplatzes bemächtigt hatten, wollten zwar dem Zuge den Durchgang verſperren, aber es gelang ihnen nicht, und als ein Individuum vom Balkon des Generalſtabsgebäudes in einer Rede die aufſtändiſche Bewegung zu rechtfertigen ſich bemühte, wurden ſeine Worte durch enthuſiaſtiſche Rufe der Bürger, welche die Natonalverſammlung hochleben lieließen, übertönt. Vielleicht wäre jetzt bei energiſchem Handeln die Ruhe wieder hergeſtellt worden, allein es fehlte an tatkräftigen Männern, und das Zentral-Komitee der Kommune, welches im Stadthauſe tagte, traf eiligſt energiſche Maßregeln, um Herr des Vendomeplatzes zu bleiben und neue Kundgebungen der Ordnungsfreunde daſelbſt zu verhindern. Zahlreiche Bataillone wurden abgeſandt, die den Platz beſetzten, Wälle aufwarfen und Kanonen auf zwei zu dem Platze führende Straßen richteten. Als dann ſpäter Ordnungsfreunde die frühere Kundgebung wiederholten, wurden ſie von den Aufſtändiſchen mit Gewehrfeuer empfangen und viele von ihnen verwundet und getötet. Dieſer, im Intereſſe der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit„ vollführte Akt war das Signal zu Gewalttaten aller Art.

Die chriſtliche Zeitrechnung wurde, wie in der erſten franzöſiſchen Revolution, abgeſchafft und der republikaniſche Kalender wieder eingeführt. Man entweihte, plünderte und ſchloß die Gotteshäuſer und ſchleppte zahlreiche Prieſter, an ihrer Spitze den Erzbiſchof von Paris, Mſgr. Darboy, und viele angeſehene und hochſtehende Perſonen unter dem Namen „Geiſeln der Kommune“ in die Gefängniſſe, wo ihnen die ſcheußlichſte Behandlung ſeitens der Kommunards zu teil wurde. „Volksbeglücker“, wie die „Bürger“ Ferree und Raoul Rigault, „regierten“ Paris. Man führte, wie in der Schreckensherrſchaft der erſten Revolution einen „Wohlfahrtsausſchuß“ und einen Ausſchuß für die „allgemeine Sicherheit“ ein, unterdrückte di edie Revolution bekämpfenden Zeitungen und gab ein offizielles Organ der Kommune heraus, in deſſen Spalten von Soldſchreibern der roten Internationale des Unglaublichſte von Verleumdung, Gemeinheit und Aufreizung des Pöbels nach dem berühmten Muſter Marats aus der Schreckensepoche der „großen“ Revolution geleiſtet wurde. Wo man irgend Geld oder Wertpapiere vermutete, erſchienen die Agenten der Kommune, und wenn ſie auf den Beutezugen das Geſuchte nicht fanden, hatten die anweſenden Perſonen alles Mögliche zu erdulden. Greuel häuften ſich auf Greuel, und die Schandtaten, die begangen wurden, übertrafen vielfach diejenigen von 1793. Einer der „Volksbeglücker“, Vartin mit Namen, pflegte zu ſagen: „Es iſt unmöglich, etwas Ernſtliches fertig zu bringen, ſo lange noch eine Spur von der gegenwärtigen Geſellſchaft beſteht; man muß daher alles umſtürzen, alles unterdrücken.“ Und wie er, ſo dachten die ſämtlichen Führer und Anhänger der Kommune. Unter dieſen Anhängern gab es viele halbwüchſige Burſchen und zu wahren Scheuſalen gewordene Weiber, welche die entſetzlichſten Ausſchweifungen und Verbrechen begingen. Den Höhepunkt erreichten die Taten der Kommunards im Monat Mai. Das Wohnhaus des Präſidenten der franzöſiſchen Republik, Thiers, und die Kirche St. Brea wurden dem Erdboden gleichgemacht; auf dem Vendomeplatze ſtürzte man die die Koloſſalſtatue Napoleons I. tragende mächtige Säule um, und raſende Klubiſten hielten allabendlich in den entweihten Kirchen Sitzungen ab, um darüber zu beraten, welche neuen Greuel am folgenden Tage ausgeführt werden ſollten. Eine Feuersbrunſt, die durch eine Granate der Verſailler Truppen in dem Hauſe Serizters, eines durch und durch verkomenen Subjektes, das den Oberbefehl über zwölf Bataillone der Kommune hatte, entſtand, gab dieſem entmenſchten Vertreter der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ Anlaß, die Dominikaner der Brandſtiftung und des Verrats am Volke zu beſchuldigen und ſie in die Kaſematten des Forts Bicetre ſchleppen zu laſſen. Die Ordensleute ſollten bald nachher auf den Barrikaden kämpfen, aber ſie weigerten ſich deſſen entſchieden, und gingen lieber in den Tod, als daß ſie der Aufforderung der Kommunards, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen, auch nur ſcheinbar gefolgt wären. Dem Blutbade, das unter den unſchuldigen Opfern des fanatiſchen Pöbels angerichtet wurde, entkamen nur 3 oder 4 von den Mönchen, aber wahrſcheinlich würden alle gerettet worden ſein, wenn nicht eine Granate das Pferd eines franzöſiſchen Kapitäns in dem Augenblick getötet hätte, als derſelbe Truppen den Befehl geben wollte, den Mördern das Handwerk zu legen.

Da die Verſailler Truppen von Tag zu Tag ſiegreicher vordrangen und die zu weiterem energiſchem Widerſtande kaum noch fähigen Kommunards immer mehr in die Enge trieben, ſo beſchloſſen die Führer der Revolution, mit der franzöſiſchen Regierung in Unterhandlungen zu treten und vorerſt wenigſtens einen Waffenſtillſtand zu erzielen. Die bezüglichen Beſtrebungen waren natürlich zwecklos, da Paris zum Teil ſchon von der unter dem Oberbefehl des Marſchalls Mac Mahon ſtehenden Armee eingenommen worden nud die völlige Niederwerfung des Aufſtandes binnen wenigen Tagen zu erwarten war. Das Bewußtſein, daß nun keine Ausſicht auf irgend welchen Erfolg mehr vorhanden, machte die Leiter der Kommune raſend und ſie überlieferten daher die Hauptſtadt der Brandſtiftung und dem Morde. Ein Befehl ordnete an, daß alle die hervorragenden Perſönlichkeiten, welche als „Geiſeln der Kommune“ im Gefängniſſe ſchmachteten, ſofort erſchoſſen werden ſollten. Da jedoch die Kanzleibeamten ſich der Ausführung dieſer furchtbaren Beſtimmung widerſetzten und auch einige Kommunards ihre Bedenken dagegen äußerten, ſo beſchloß man, vorerſt nur die ſechs hervorragendſten der Geiſeln hinzuſchlachten. In einem Gange des Gefängniſſes der Roquette wurden darauf der Erzbiſchof von Paris, Mſgr. Darboy, der Pfarrer der Madeleinekirche Deguerry, der Präſident Bonjean, zwei Jeſuitenpatres, Ducoudray und Clerec, ſowie der Abbee Allard erſchoſſen und die Mörder durchbohrten dann die Leichname mit Bajonettſtichen und beraubten ſie zum Teil ihrer Kleidungsſtücke, die man auf der Richtſtätte verbrannte. Gleich nachher ſtürzten die Wüteriche in die Zellen der Schlachtopfer und bemächtigten ſich dort des Geldes, der Papiere und Bücher, welche die Unglücklichen hinterlaſſen hatten, und am 26. und 27. Mai wurden weitere 36 Prieſter nebſt zahlreichen anderen Perſonen in der Roquette in gleicher Weiſe wie der Erzbiſchof und deſſen Genoſſen getötet. Unterdeſſen ſandte eine Batterie der Aufſtändiſchen, welche auf dem in der unmittelbaren Nähe des Gefängniſſes gelegenen Kirchhofe Pere-Lachaiſe aufgepflanzt war, unaufhörlich Kugeln und Brandbomben in die von den Regierungstruppen beſetzten Stadtteile, und die in den Gefängniſſen ihrem Schickſale Entgegenſehenden konnten von den Fenſtern ihrer Zellen die furchtbaren Verheerungen beobachten, welche die zu wahren Beſtien gewordenen Kommunards allenthalben anrichteten.

Kanonendonner vom Montmartre und vom Stadthauſe her vereinigte ſich mit dem vom Pere-Lachaiſe und dem Gewehrfeuer, das an verſchiedenen Barrikaden ſtattfand. Der Kampf, der auch während der Nacht vom 26. zum 27. Mai, dem Tage vor Pfingſten, fortdauerte, wurde mit größter Erbitterung geführt und forderte zahlreiche Opfer. Paris ſtand in Flammen und bot der deutſchen Armee, die im Oſten von der Stadt lagerte, nach kaum beendetem Kriege ein grauſiges Bild der Verwüſtung dar. Einige deutſche Soldaten wurden durch herüberfliegende Geſchoſſe getötet und mehrere andere verwundet.

Die Regierungstruppen gewannen Poſition um Poſition, ſo daß die Aufſtändiſchen immer mehr eingeengt wurden. Damit wuchs aber die Gefahr für die noch lebenden Geiſeln, deren Niedermetzelung beſchloſſen war und die einige Kommunards durch Inbrandſtecken des Gefängniſſes oder Pulverexploſion beſorgen wollten. Am 27. Mai, nachmittags kurz nach 3 Uhr ſollten die Unglücklichen ſamt und ſonders erſchoſſen werden. Als jedoch die dem Tode Geweihten verſammelt waren, forderte plötzlich einer der Gefangenenwärter, Pinet mit Namen, dieſelben zu energiſchem Widerſtande auf. Man leiſtete ihm Folge, und auf ſeine weitere Erklärung daß die Stadtſergeanten, welche ſich ebenfalls als Gefangene in der Roquette befanden, bereit ſeien, ſich zu verteidigen und ſchon Barrikaden errichteten, gang man daran, ſich mit dieſen zu vereinigen, und ſtellte Matratzen, Breiter uſw. gegen die Fenſter, welche nach dem Gefängnißhofe zu lagen. Dort hatte ſich inzwiſchen eine Menge Geſindel zuſammengefunden, welches der angekündigten Hinrichtung beiwohnen wollte mehrere Kerle ſchoſſen nach den Fenſtern, hinter denen die Gefangenen ſtanden, und ein junger Burſche, namens Pasquier, der vom Aſſiſenhofe der Seine zum Tode verurteilt, aber mit vielen anderen Verbrechern von der Kommune in Freiheit geſetzt worden war, feuerte die Bande an, das Gebäude zu ſtürmen. Ehe dieſes jedoch geſchehen konnte, wurde das Anrücken der Truppen gemeldet, und der Pöbel unterließ darauf den Angriff und wandte ſich zur Flucht. Vorher aber verübten noch einige Kommunards einen ſchändlichen Streich. Sie verſprachen den Gefangenen Freiheit und Leben, wenn ſie das Gebäude verlaſſen würden, und als vier derſelben, aller Warnungen ungeachtet, heraustraten, wurden ſie ermordet. Nach dem Abzuge der Kommunards dauerte es noch viele lange und bange Stunden, ehe den ſeit Tagen in beſtändiger Todesangſt lebenden Gefangenen Rettung gebracht wurde.

Dem Gefängniſſe gegenüber ſperrte eine gewaltige Barrikade die Rue de la Roquette. Dieſelbe hätte bei einem Angriffe vielleicht lange Widerſtand leiſten können, allein die Regiernugstruppen vermieden im letzten Stadium des Kampfes die Barrikaden, und infolgedeſſen kam es auf dieſer Stelle nicht mehr zu einem Sturm auf die ſtark beſetzte Poſition der Kommune. Vielmehr ſorgte ein kräftiges Höhenfeuer dafür, daß die Barrikade verlaſſen und die Straße frei gegeben wurde. Am Pfingſtmorgen einige Minuten nach 5 Uhr bemächtigte ſich dann ein Bataillon Marine-Infanterie der Roquette und die Gefangenen der Kommune waren gerettet. Inzwiſchen dauerte der Kampf doch noch an einigen Punkten von Paris fort und es währte bis gegen Mittag, als endlich die letzte Straße, welche Kommunards beſetzt hielten, die Rue d'Angouleme, nach heftigem Granatfeuer genommen wurde und nun Marſchall Mac Mahon in einer nachmittags 2 Uhr angeſchlagenen Proklamation ſagen konnte: Paris iſt befreit, der Kampf zu Ende, die Ordnung wiederhergeſtellt!

Wie die Schuljugend Amerikas unterrichtet wird.

Bei dem Intereſſe, das heute dem Leben des Kindes und ſeiner Erziehung beſonders gewidmet wird und das ſich in den erſt kürzlich abgehaltenen Schul-Kongreſſen wieder deutlich dokumentierte, iſt eine Umfrage von beſonderer Bedeutung, die eine Kommiſſion gebildeter engliſcher Pädagogen unter Leitung von Alfred Moſely in amerikaniſchen Schulen veranſtaltet hat. Moſely hat jetzt die Berichte von 26 Kommiſſionsmitgliedern, die das letzte Vierteljahr von 1903 in den Vereinigten Staaten zubrachten, in einem Bande geſammelt, der ſoeben in London erſchienen iſt.

Profeſſor Armſtrong hebt beſonders die Vertraulichkeit hervor, die zwiſchen Lehrern und Schülern in amerikaniſchen Schulen beſteht und die zum Beiſpiel auch in einem ſtändigen Meinungsaustauſch zwiſchen ihnen ſich äußert.